Schiller
und das Christentum

von W. v. d. Cammer

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. München 2 NW



13. und 14. Tausend

1934 Ludendorffs Verlag G.m.b.H. München

Druckerei Albert Ebner München

Schiller und das Christentum

Von W. v. d. Cammer

Über Schillers Stellung zur Religion, zum Christentum, ist viel gestritten worden. Die protestantischen Altgläubigen sahen in ihm einen „verlorenen Sohn der Kirche". Da sie ihm jedoch seine großen Eigenschaften nicht absprechen konnten, nannten sie ihn bekümmert einen „Heiden", von denen „die von Natur tun des Gesetzes Werk und sind ihnen selbst ein Gesetz" wie Gustav Schwab (Schillers Leben, Stuttg. 1840, S. 782) begütigend und salbungsvoll hinzufügte. Es gibt jedoch in neuerer Zeit Stimmen aus dem christlichen Lager, die sich bemüht haben, mit advokatenmäßiger, um nicht zu sagen theologischer Auslegungkunst, Schiller für das Christentum zu beanspruchen. Dahin gehören u. a. die überschwenglichen „Schiller-Predigten" des Pastors Julius Burggraf aus Bremen, der den Dichter geradezu als einen ausgesuchten Zeugen des Christusgeistes feierte und den seltsamen Plan zur Gründung einer Luther-Schillerkirche faßte. Gegen solche phantastische Aus- und Umdeutung Schillers müssen wir schon deshalb Einspruch erheben, weil dort die Grenzen einer literarhistorischen Betrachtungweise in theologischer Anmaßung weit überschritten werden. Ganz abgesehen davon, daß diese Auslegung einfach falsch und darum, bewußt oder unbewußt, unwahr ist. Diesen Versuchen gegenüber, unseren deutschesten Dichter christlich umzufärben, hat Friedrich Jodl einmal festgestellt: „Bei keinem Vertreter unserer klassischen Literatur ist von Religion so wenig die Rede, wie bei Schiller. Keiner ist über alle traditionellen Formen der historischen Religion soweit hinausgewachsen, wie er. Keiner steht dem konfessionellen Christusglauben so ferne. Schärfstens hat er selbst die Eigenart seiner Stellung bezeichnet in dem bekannten Distichon: „Mein Glaube". Dem Mißbrauch der Religion zu Staatszwecken, der Religion als Mittel zur Knechtung des Geistes, der Religion der Glaubensverfolgungen und der Religionkriege, der Religion als Gegnerin freier Menschlichkeit stand er in leidenschaftlicher Abwehr als ein unversöhnlicher Gegner gegenüber." („Das freie Wort" 1905, 3 S. 95). Das von Jodl gemeinte Distichon Schillers lautet:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion!"

Man sollte eigentlich meinen, daß dieses Bekenntnis eindeutig und klar genug sei. Schiller verwirft alle Religionen, die man ihm nennen könnte, also auch das Christentum, weil alle Religionen durch Priester und Dogmen erstarrt sind und der Geist des Menschen in diesem Glaubenszwang notwendig verkümmern muß. Aus Gründen wahrer Religiosität, wir sagen heute deutscher Gottglaube, lehnt Schiller die angeblich geoffenbarten, dogmatischen Religionen ab. Für Schiller ist die Religion eines Menschen sein eigentümliches, persönliches Verhältnis zum Göttlichen. Ist dieses Verhältnis vorhanden, so hat jeder ein Recht auf seine eigene

Religion, so erkennt, so fühlt, so erlebt er das Göttliche auf seine eigene Weise. Ist dieses Verhältnis zum Göttlichen nicht vorhanden, so hat ein Mensch überhaupt keine Religion. Als deutscher Mensch konnte Schiller dieses Verhältnis durch das, aus dem Judentum entstandene, Christentum in sich nicht herstellen und er war ehrlich genug, dieses offen auszusprechen.

Es ist ein weiter Weg, den Schiller in seiner Geistesentwicklung zurücklegte, um sich zu dieser Klarheit durchzuringen. Nachdem wir heute, durch Ludendorff geführt, am Ziel stehen, dürfte es interessant sein, den Spuren Schillers auf diesem Gebiete einmal zu folgen, um ihn desto mehr als Vorkämpfer für unsere Gedankenwelt zu würdigen.

Friedrich Schiller entstammte einer gläubigen Protestantenfamilie und wurde im Elternhaus durchaus christlich erzogen. Als Knabe lebte und webte er in der Lutherbibel und hegte den sehnlichen Wunsch, Theologie zu studieren um Pfarrer zu werden. Der Wille des Herzogs bestimmte ihn jedoch zum Eintritt in dessen Karlsschule und zum juristischen, später medizinischen Studium. Auf der Karlsschule schreibt er noch, er würde sich „glücklich schätzen, seinem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen zu können". Sein Studiengenosse und Freund J. W. Petersen berichtet uns aus jener Zeit: „Nicht selten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an; er ergoß sich oft in Gebete und hielt auch in Gesellschaft Andachtübungen; aber nie gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und verschrobenen Kopfhängern, die unter dem Namen Pietisten ebenfalls in der Akademie einige Jahre hindurch ihr Wesen trieben." (Vgl. Julius Hartmann: „Schillers Jugendfreunde", Stuttg. u. Berlin 1904, S. 195).

In Schillers Briefen bis in das Jahr 1785 finden wir reichliche Zeugnisse für seinen im Elternhause anerzogenen, christlichen Geist. Der Glaube an die Allmacht Gottes, an dessen gnädige Führung, an die leibliche Auferstehung, das ewige Leben und verwandte christlichen Wesensinhalte und Gedanken, sind deutlich erkennbar. Wir finden jedoch in den Dichtungen aus jener Frühzeit unzweideutige Belege für seinen inneren Kampf mit dem Christentum. Wir sehen ihn hier in Verteidigung und Angriff, je nachdem ihn seine dichterischen Stimmungen, Gedanken und Erlebnisse für oder gegen den christlichen Glauben einnahmen. In einer Beziehung sehen wir ihn bereits sehr früh und konsequent einen eindeutig schroffen und ablehnenden Standpunkt einnehmen und nicht wieder verlassen. Das ist die Ablehnung der Kirche und des Priestertums.

Wenn man sich über die tatsächliche Meinung eines Dichters klar werden will, darf man sich natürlich nicht immer nur an die endgültig gedruckten und der Öffentlichkeit übergebenen Texte halten. Aus Zensurgründen, persönlichen Rücksichten und notwendigen Zugeständnissen an die öffentliche Meinung seiner Zeit, hat Schiller den Urschriften gegenüber manches verändert, gekürzt, fortgelassen und gemildert. Auch waren es seine sich steigernden, künstlerischen Ansprüche, die ihm verschiedene Verse, Ausdrücke und Redewendungen nicht vollkommen genug erscheinen ließen. Alle diese Gründe können uns in unserer Betrachtung nicht stören. Es kommt uns darauf an, Schillers wirkliche Gedanken zu ermitteln. Die Schönheit des Ausdrucks ist in dieser Beziehung nebensächlich und wir werden manches heranziehen, was niemals in die sogenannten „sämtlichen Werke" übergegangen ist.

In seinem dramatischen Erstlingswerk „Die Räuber" rechnet Schiller scharf mit den gesellschaftlichen Zuständen seiner Zeit ab. In der bekannten Szene mit dem Pater (II. Akt 3.) findet er starke Worte gegen das Namenchristentum und stellt die schönen Worte dieser Menschen den gegensätzlichen Taten gegenüber. „Falschmünzer der Wahrheit", „Affen der Gottheit", nennt er diese Christen. Karl Moor ist stolz darauf, einen Pfaffen mit eigener Hand erwürgt zu haben, weil dieser auf der Kanzel den Verfall der Inquisition beklagt hatte. In der frühesten Fassung der Räuber läßt Schiller den Karl Moor, sein dichterisches Selbstbildnis, sagen: „Ein weiterer Kopf, der gemeine Pflichten überspringt, um höhere zu erreichen, soll ewig unglücklich sein, wenn die Kanaille, die ihren Freund verriet und vor dem Feinde floh, auf einem wohl angebrachten Seufzer gen Himmel reitet? Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Catilina, als mit jedem Alltagsesel dort droben zu Tische zu sitzen!" In diesem bemerkenswerten, später unterdrückten Ausspruch wendet sich Schiller gegen die christliche Überheblichkeit, alle genialen Menschen, welche höhere, andere als christlich sanktionierte Pflichten kennen, in die Hölle zu schicken d. h. moralisch zu ächten und einen Schurken, sobald er nur betet und bereut, einen Platz im Himmel zu versprechen. Der Dichter bedankt sich für diesen Himmel, für den, wie Paulus sagt, Gott das „Unedle", „Törichte", „Schwache" und „Verachtete", ausgewählt hat (1. Kor. 1, 26—29).

Schiller verwahrt sich in der Vorrede zu den Räubern gegen den Vorwurf einer Verspottung der Religion. Wenn er also solche Gedanken ausspricht, so leitet ihn dabei die sehr ernste Absicht, die offensichtlichen Widersprüche des Christentums grell zu beleuchten.

Wir haben in den „Räubern" ein wichtiges Selbstbekenntnis des Dichters vor uns. Wir sehen, wie sein Geist die gegensätzlichen Gedanken hin- und herwälzt und einen festen Standpunkt sucht. Bis in die äußersten Stellungen des Materialismus und des Atheismus dringt sein grübelnder Verstand und gelangt zu den schärfsten Formulierungen, wie wir sie aus dem Munde des Franz Moor zu hören bekommen. Es ist ein großer Irrtum, diesen Franz Moor als ein völlig außer dem Bereich von Schillers eigenen Denken liegendes, reines Phantasiegebilde aufzufassen. Aber durch das Schicksal, welches Franz Moor, als Vertreter dieser materialistisch-atheistischen Weltanschauung erfährt, spricht Schiller dieser Weltanschauung sein Urteil. Aus diesem Grunde wird der Materialist Franz in der Szene mit dem Pastor Moser (V. 1) auch nicht mit dem Christentum fertig. Der Materialismus kann das Christentum nicht überwinden. Dies kann lediglich die deutsche Gotterkenntnis. Dafür hat die Erfahrung ja genügend Beweise geliefert. Die großen Materialisten starben in den weitaus meisten Fällen als fromme Christen, weil der Materialismus das Todgeheimnis nicht deuten kann. Auch hier muß sich Franz Moor zwischen Gebet oder Verzweiflung entscheiden, während der deutsche Gottglaube beides überwindet und die Lösung findet.

Im Jahre 1779 entstanden jene Jugendgedichte Schillers, die nach der „Anthologie auf das Jahr 1782", in der sie zuerst erschienen, „Anthologiegedichte" genannt werden. In diesen Gedichten finden wir den Kampf seines ringenden Geistes mit der christlichen Religion deutlich ausgeprägt. Es wechseln grübelnde,

pessimistische Stimmungen mit dem optimistischen Glauben an einen persönlichen Schöpfergott. Gedanken über ein Leben nach dem Tode werden erörtert und der Tote glücklich gepriesen. („Leichenphantasie", „Elegie auf den Tod eines Jünglings" usw.).

„Aber wohl Dir! Köstlich ist Dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus,
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Über Dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Über Dich die Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend Dich der Hölle weih'n
Gauner durch Apostelmasken schielen" —

(Elegie a. d. T. e. Jünglings.)

Infolge der Bemerkung des Zensors: „Müssen weniger anstößige Ausdrücke gewählt werden", wurde das Wort „Pfaffen" in „manche" abgeändert. (Vgl. „Schillers Anth. Ged." v. Wolfg. Stammler, Bonn 1912.)

Das Gedicht „Rousseau" hat in der Anthologie 14 Verse, von denen die Gesamtausgaben nur zwei bringen. Der Dichter gedenkt des verstorbenen Jean Jacques Rousseau und verteidigt ihn gegen die ausgesprochenen Verdammungurteile und Angriffe des kirchlichen Fanatismus. Schillers Zorn gegen die Kirche und ihre Vertreter bricht hier jäh aus und er stellt fest, daß die Welt trotz gegenteiliger Behauptungen durch das Christentum nicht besser geworden ist. Es heißt dort:

„Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster — und die Weisen starben,
Nun ist's lichter — und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet — Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt."

Der Vergleich Rousseaus mit Sokrates, der seinen niederträchtigen Anklägern erlag, sagt bereits viel, aber durch die Behauptung, daß sich Rousseau bemüht habe, aus Christen Menschen zu bilden, spricht Schiller dem Christentum ein abfälliges Urteil. Er sagt dann weiter, daß er die wahre Religion sehr wohl achtet und stellt dieser Verherrlichung des religiösen Glaubens als solchem, das Christentum gegenüber:

„Aber wehe — Basiliskenpfeile
Deine Blicke — Krokodilgeheule
Deiner Stimme sanfte Melodien,
Menschen bluten unter Deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Imane
Zur Erinys Dich verzieh'n.

Ja! im acht und zehnten Jubeljahre
Seit das Weib den Himmelssohn gebare,
Chroniker, vergeßt es nie!
Hier erfanden schlauere Perille
Ein noch musikalischer Gebrülle
Als dort aus dem ehrnen Ochsen schrie." —

(Vgl. „Anthologie a. d. Jahr 1782" Gedr. i. Tobolsko, Neudruck Berlin 1905.)

Des Reimes wegen gebraucht er in der ersten Strophe das Wort Iman, die

Bezeichnung eines mohamedanischen Priesters. Die christlichen Priester sind natürlich gemeint. Perillus hieß jener Mann, der dem Tyrannen Phalaris einen eisernen, heizbaren Ochsen gebaut hatte, in dem ein Mensch eingeschlossen wurde, welcher dann vor Schmerzen wie ein Ochse brüllte. Mit dieser Folterung vergleicht Schiller das Treiben der Priester und der Kirche. Ein stärkeres Bild war wohl kaum zu finden! In diesem Gedicht sehen wir deutlich, wie der junge Schiller die Religion hoch hält, aber wie sein Zorn gegen die Priester lodert, denen er vorwirft, diese Religion zu mißbrauchen, um den Menschen zu unterdrücken und zu quälen.

Aus dem Jahre 1785 stammt das Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft". Schiller hat es später „Der Kampf" betitelt und stark verkürzt. In diesem Gedicht greift er den christlichen Gottesbegriff an. Bei der Aufnahme des verkürzten Gedichtes in seine gesammelten Schriften, hat er außerdem noch in einer Fußnote diese leidenschaftlichen Ausbrüche als das Bekenntnis eines erdichteten Liebhabers, aber nicht als seine eigene Meinung hingestellt. Jedoch sein Biograph, Karl Hoffmeister, hat bereits geschrieben: „Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß jene Angabe eine bloße Mystifikation des Publikums ist. Die Verfolgungen, welche Schiller bisher erfahren hatte und der Wunsch, eine feste Stellung im bürgerlichen Leben zu erhalten, legten ihm gewisse Rücksichten der Klugheit auf." (Karl Hoffmeister: „Nachl. z. Schillers Werken", Stuttg. u. Augsburg 1858.)

Diese Meinung Hoffmeisters ist unbedingt richtig.

Aus einer verzweifelten Stimmung heraus, im Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft, hadert der Dichter mit dem Schicksal und empört sich gegen die christliche Auffassung, daß Gott dem Menschen auf Erden Kummer und Not schickt, um leidvolles Entsagen wohlgefällig mit himmlischen Freuden belohnen zu können.

„Sanftmütigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O! Diesem Gott laßt unsere Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feiere ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!"

Diese Gedanken fortspinnend, entsteht das herrliche Gedicht „Resignation". Hier setzt Schiller der christlichen Tugendlehre seine eigene Auffassung entgegen. Wir besitzen durch einen Zufall Schillers eindeutige Meinung über diese merkwürdige Dichtung. Cottas Freund, Rapp, hatte einen Aufsatz darüber verfaßt, der ohne Wissen desselben, Schiller gelegentlich seines Aufenthalts in Stuttgart im Jahre 1794 in die Hände fiel. Schiller schrieb folgende Erklärung seiner Dichtung darunter:

„— Der Inhalt desselben (des Gedichts „Resignation") sind die Aufforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf den Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben. — So kann und soll es jeder Tugend und Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. — Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religiontugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen (Zinsen) ausleiht." (Vgl. „Morgenblatt f. geb. Stände", Tübingen v. 29. Aug. 1808 u. Schillers sämtl. Werke, Jub.-Ausg. Stuttgart 1905, I S. 337.)

Nach diesen Worten Schillers, ist ein Zweifel, daß er sich mit diesem Gedicht von der christlichen Moral und Ethik mit ihren Lohn- und Strafverheißungen abwendet, nicht mehr möglich. Schiller tritt damit auf den Boden der heiligen Freiwilligkeit der Tugend, ohne Rücksicht auf Vergeltung, ganz aus innere Notwendigkeit. Er wendet sich von der heteronomen Moral des Christentums ab und bekennt sich eindeutig zur autonomen Moral des deutschen Gottglaubens.

Ein umgekehrtes Beispiel dafür findet sich in schöner Form in der „Braut von Messina". Hier will nicht eine gute Tat belohnt, sondern eine Schuld soll auf christliche Weise durch Buße und Gebete vergeben werden.

Isabella: „Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde
Ward abgeworfen in Lorettos Haus,
Und segensvolle Himmelskraft umweht
Das heil'ge Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen,
Sie haben reichen Vorrat an Verdienst,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben."

Diesem typisch christlichen Vorschlag, sich auf diese Art von der Schuld zu befreien, setzt Don Cesar entgegen:

„Wohl läßt der Pfeil sich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das Verletzte mehr gesunden.
Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung,
Mit strengen Bußkasteiungen allmählich
Abschöpfend eine ew'ge Schuld. — Ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebroch'nem Herzen.
Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen
Und in den Äther greifen über mir
Mit freiem Geist." —

Er steht verantwortungbewußt zu seiner Tat. Durch Reue und Buße kann er sie nicht ungeschehen machen. Da ihn, den Herrscher, niemand zur Rechenschaft zieht und ziehen kann, wird er sein eigener Richter und gibt sich selbst den Tod.

Sein Stolz kann es nicht ertragen, sich mittels der gebräuchlichen, christlichen Praktiken um die Folgen seiner Tat herumzudrücken.

Also auch hier sehen wir die Gegensätzlichkeit in der Ethik deutlich hervortreten. Wir sehen, wie das Rasseerbgut Schiller unbewußt auf den Weg des deutschen Gottglaubens führt. Wie es sich in ihm aufbäumt, eine wegen des Lohnes getane gute Tat als solche anzuerkennen, lehnt er es ab, eine Schuld durch einen stellvertretenden Erlöser bzw. dessen Verkündern, den christlichen Priestern, als vergebungmöglich zu betrachten, trotzdem er diese Schuld als der Übel größtes bezeichnet. Wie sehr ihm die religiöse Frage in der „Braut von Messina" am Herzen lag, beweist der Aufsatz: „Über den Gebrauch des Chores in der Tragödie" als Vorrede zu dem Drama. Hier sagt er u. a.: „unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen". Darum stellte er christliche und heidnische Vorstellungen gegenüber. Aber aus der heidnischen Auffassung läßt Schiller die ewige Ordnung des Gewissens und das ethische Gesetz hervorgehen. „Das aber ist eine tiefe Wahrheit, daß der heidnische Glaube an eine Nemesis, an die Erinnyen, noch immer unendlich besser ist, als das faule Christentum der Herrscher", schrieb bereits mit Bezug auf „Die Braut v. Messina" der Schiller-Forscher Emil Palleske. („Schillers Leben und Werke", Berlin 1872, S. 544.)

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein nach Freiheit ringender Mensch und Dichter, wie Schiller, sich über die Einrichtungen und Untaten der Inquisition entsetzte. Dagegen wendet er sich in dem von 1784—86 geschriebenen dramatischen Gedicht „Don Carlos". Auch hier hat Schiller wiederum aus manchen Gründen vieles unterdrücken müssen und die härtesten Stellen sind in der letzten Fassung fortgeblieben. In der Urfassung läßt Schiller den Carlos zum Beichtvater Domingo sagen:

„Ich kenne Dich.
Bist Du nicht der Dominikaner Mönch
Der in der fürchterlichen Ordentskutte
Den Menschenmakler machte? Bin ich irre?
Bist Du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht' um bares Geld verkaufte?
Bist Du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremden Ehbett kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist Du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber an das Messer hetzte? —"

Den Marquis v. Posa, wiederum ein geistiges Selbstbildnis des Dichters, läßt er die schärfsten Worte gegen das Christentum aussprechen. Als Carlos zögert, sich für die Freiheit der Niederländer einzusetzen und seine Sinnesänderung zu begründen versucht, erwidert Posa:

„— — — — — — Spricht so
Der große Mensch — vielleicht der Einzige, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — Den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffentums, von welchem schon das zweite
Jahrtausend sich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde stieß — Der gegen Priesterblitze

Und eines Königs schlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rausch die Rechte
Der unterdrückten Menschheit geltend machte? —
So fliehe denn aus dem Gebiet der Christen
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft
Bekehre Dich zur frommen Tollheit wieder!
Zerbrich Dein Wappen, ewige Natur!
Geh' unter freies Flandern! Dein Erretter
Verlor den Mut, den Wahnwitz zu bekriegen."

(K. Hoffmeister: „Nachl. z. Sch. W. a. s. Nachl. usw." II. Stuttg. 1858.)

So spricht Friedrich Schiller vom Christentum! Einen „gift'gen Schierlingstrank des Pfaffentums, von welchem sich schon das zweite Jahrtausend im Schwindel dreht" nennt er diese Religion. Als „fromme Tollheit", mit „Wahnwitz" bezeichnet er ihre Lehren und Dogmen, die jede Gedankenfreiheit aus ihrem Gebiet verbannen und die ewige Natur zerbrechen. Es ist nicht nur der Katholizismus gemeint, sondern Schiller sagt uns durch den Mund des Marquis v. Posa vom Protestantismus:

„Die lächerliche Wut
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. —"

In dem berühmten Gespräch mit dem König, wo er die leidenschaftliche Forderung nach Gedankenfreiheit stellt, setzt Schiller als Posa seinen eigenen Glauben dem Dogmenzwang, dem persönlichen Gott der Christen entgegen.

„Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit" — „Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Übels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: Die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr als
Dieses Freigeist's Lästerung gepriesen."

Wenn Schiller auch hier noch das dichterische Bild des Künstlers als Weltschöpfer gebraucht, so sieht er das Göttliche jedoch in der Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens, aber nicht im Glauben an einen persönlichen Schöpfergott, der in diese Gesetzmäßigkeit willkürlich in der Form des Wunders eingreifen kann, wie es beim Christentum der Fall ist.

In Don Carlos sind besonders die Priester und die Kirche das Ziel von Schillers Angriffen. Wie klar er die politischen Machenschaften der Kirche durchschaute, beweisen seine treffenden Darstellungen der priesterlichen Intriguen. Um hier ein ganz deutliches Beispiel zu geben, stellen wir den Urtext bzw. die Verbindung des Urtextes mit dem endgültigen Text wieder her. Eine Stelle aus dem Gespräch des Pater Domingo mit dem Herzog Alba lautet dann folgendermaßen:

Domingo: „— — — — Der Infant,
Ich kenn' ihn — ich durchdringe seine Seele —
Hegt einen schrecklichen Entwurf — Toledo —

Den rasenden Entwurf, Regent zu sein
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Er hält nichts von der Religion.
Sein Herz erglüht für eine neue Tugend,
Die stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will. Das Laster
Erhält der Kirche Millionen. Er
Verachtet es und braucht sie nicht — Er denkt!"

— — —

„Umsonst versucht' ich's, diesen trotz'gen Mut
In dieser Zeiten Wollust abzumatten,
Er überstand die Probe. Das Geheimnis,
Durch Indulgenzen*) Sünde zu erleichtern,
Und Seelen durch die Sünde zu zerstören,
Mißlang bei dem Infanten."

Hier sagt Schiller, daß die größte Gefahr für die Kirche im Denken besteht, weil mit dem Denken die Selbstsicherheit des Glaubens, der Gottesstolz des Menschen erwacht und damit die Abhängigkeit von der Kirche und den Priestern endigt. Darum versucht der Priester, diese Regungen des Prinzen zu unterdrücken. Durch Wollust will er seine Geisteskräfte abmatten. Diese Absicht sowohl als auch das Priester-Geheimnis, durch Straferlaß die Sünden zu erleichtern und durch immer neues Sündigen endlich den Seelentod herbeizuführen, mißlingt bei dem Infanten. Wie Schiller hier die Priesterlist im Kleinen zeigt, so zeigt er das Wirken der Kirche im Großen, im Politischen, durch das Gespräch zwischen dem König und dem Großinquisitor. Der König konnte der Umklammerung der Kirche nicht entgehen, obgleich er es versuchte. Ihn „dürstete nach einem Menschen", aber Menschen haben für ihn „nur Zahlen" zu sein, belehrt ihn die Kirche. Er muß seinen freiheitlich gesonnenen, der Kirche und seiner auf die Kirche gestützten Regierung gefährlichen Sohn sterben lassen. Sein Vatergefühl, die Stimme der Natur, bäumt sich gegen diesen Mord auf. „Vor dem Glauben gilt keine Stimme der Natur" erwidert die Kirche. Es ist sein einziger Sohn, für wen hat der alternde, vereinsamte König gearbeitet, für wen hat er gesammelt? „Der Verwesung lieber als der Freiheit" sagt die Kirche durch den Mund ihres Vertreters. Die Freiheit, die Geistesfreiheit ist mit dem Dasein der Geistlichkeit nicht vereinbar, meint Schiller, denn „ihre (der Geistlichkeit) goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und — wir sehen sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten". (Gesch. D. Abf. d. Ver. Niederlande I.) Schiller meint weiter, daß es nicht etwa die Angelegenheiten des Glaubens waren, welche die Kirche bewahren wollte, sondern er schreibt: „Während die Inquisition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brot, daß Gott Wein sein könnte, war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten, sie stellte die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigentum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden." („Philipp II.") Und von der kirchlichen Beeinflussung der Politik sagt er: „— Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung und machte sie zugleich kleingeistisch und grausam. Die Form des Gottes-

*) Straferlaß

dienstes glich einer abgeschmackten, lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finsterer und grausamer Aberglaube verschlang das Licht der Vernunft und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. —" („Philipp II.")

Mit der Kirche hat Schiller seit dem „Don Carlos" für immer gebrochen. Er sagt, daß diese Kirche, „das künstlichste aller Gebäude, schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten werden könnte". („Über naive und sentiment. Dichtung" 1795.) Über den „heiligen" Bernhard v. Clairvaux schreibt er noch im Jahre 1802 an Goethe: „— es möchte schwer sein in der Geschichte einen zweiten so weltklugen geistlichen Schuft aufzutreiben. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickste Mönchsdummheit, auch war er selbst nur ein Mönchskopf und besaß nichts als die Klugheit und Heuchelei." (Brief an Goethe v. 17. 3. 1802.) Nirgends kann er es sich versagen, der Kirche oder den Geistlichen einen kleinen Stich zu versetzen. Wenn er z. B. in der Geschichte des 30jährigen Krieges schreibt: „— wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hilfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen", wenn er vom „vielköpfigen Ungeheuer", der Theologie sagt: „Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft schrecken und niederdrücken" und „von theologischem Geschwätz" spricht, („Philipp II."), wenn er feststellt, daß „die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Papstes abgaben" („Verschw. d. Marqu. v. Bedemar"), wenn er im „Geisterseher" die jesuitischen Intriguen schildert, oder seine Epigramme gegen Frömmelei und Heuchelei schleudert, — immer spüren wir seine stets bereite Angriffslust und seinen wachen Kampfgeist. Ja, selbst in der kleinen Vorrede zu den „merkwürdigen Rechtsfällen aus dem Pitaval" legt er Wert darauf, „über die Machinationen des geistlichen Betruges — den Strahl der Wahrheit" zu verbreiten.

Nachdem sich Schiller eingehender mit der griechischen Literatur beschäftigt hatte, schreibt er 1788 das Gedicht „Die Götter Griechenlands". Dies Gedicht hat bei seinem Erscheinen außer der Anerkennung freier Menschen, einen Sturm der Entrüstung bei den „Frommen" hervorgerufen. Man warf Schiller — der Graf Stolberg als Wortführer — Atheismus vor. Dieses Wort wird bekanntlich christlicherseits für jeden Deutschgläubigen Menschen auch gebraucht, und beruht auf der unbegründeten Meinung, daß ein staatlich einmal anerkannter Glaube, auch der einzig wahre und mögliche sei. Dagegen sagt Schiller: „Ein Gesetz, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet" („Lykurgos"). Jens Baggesen schreibt vom 26. Juli 1793 von seinem Zusammensein mit Schiller: „Er las uns seine neuen „Götter Griechenlands" vor. Wir legten einander unser Glaubensbekenntnis ab. Er (Schiller) A (Atheist) ich (Baggesen) th (Theist) durch Glauben." (Petersen: Sch. Gespr. Leipzig 1911.)

Wenn auch die Begriffe Baggesens nur vom christlichen Standpunkt gelten und

wir noch sehen werden, welche Art von Glauben Schiller in sich trug, so können wir doch aus dieser Nachricht, wenn wir sonst nichts wüßten, eindeutig entnehmen, daß Schiller wenigstens kein Christ gewesen ist.

In der Elegie „Die Götter Griechenlands" beklagt der Dichter den Untergang des sogenannten Heidentums um „einen zu bereichern unter allen", um dem Christentum Platz zu machen. Schiller wirft dem Christentum vor, durch die Entgötterung der Natur, d. h. weil es die Beseeltheit nur dem Menschen zuspricht, an dem Materialismus, den er verwirft, schuld zu sein. In jener vorchristlichen Zeit war es anders und besser wie zur Zeit des Christentums. „Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher."

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden" —

Das Todesmuß wurde anders empfunden und gedeutet. Die Religion trieb nicht Notzucht mit der Todesfurcht des Sterbenden durch die Höllenverängstigung und die Schrecken eines Strafgerichtes, dessen günstiger Ausgang vom Priester und seiner Fürbitte abhängt und dessen Gewalt sich durch einen solchen Glauben ins Unermeßliche steigert.

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Tränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen"

(Urfassung.)

Die christliche Vorstellung des jüngsten Gerichts stammt bekanntlich aus der Lehre der Pharisäer und der richtende „heilige Barbar" ist kein anderer als der barbarische Gott Jahweh, „das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtiers die Welt verwaltet" wie sich Schiller später ausdrückt. (Briefe u. d. ästh. Erz." 25. Brief). Dieser Gottesbegriff ist im Christentum durch hinzugetretene Vorstellungen etwas anders modifiziert und „dieser Gott", sagt Schiller, „den ich in den Göttern Griechenlands in den Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen, oder auch nur das wohltätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungen und Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt" (Brief an Körner vom 25. Dez. 1788). In diesem Sinne schreibt Schiller das Epigramm

„An die Frommen."
„Fort, fort mit eurer Torheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Weisheit nennt mit fadem Spott!
Herzlos ist eure Andacht kaltes Fieber,
Kopflos ist nur ein Popanz euer Gott!"

(Säk. Ausg. II. 90.)

Für einen solchen Mann waren die kirchlichen Gebräuche natürlich eine unerträgliche Komödie. Schiller verrät seine Abneigung dagegen in nicht mißzuverstehender Weise. Nachdem er eine Predigt des großen Herder in Weimar gehört hatte, schreibt er an Körner: „Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine

Predigt gefällt. — Entweder er (der Prediger) gibt dem Menschen von Sinn, Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalieren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. — Eine Predigt ist für den gemeinen Mann; — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler." Vorsichtig setzt er hinzu: „Diese Stelle kannst Du übrigens beim Vorlesen meines Briefes überschlagen". (Brief an Körner v. 12. Aug. 1787.) Am 7. Aug. 1785 schrieb Schiller dem Freunde zum Hochzeitage. „An dem Morgen des Tages, der Euch so grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zur Allmacht." Darin wollten christliche Schillerbiographen u. A. eine Stütze für ihre Konstruktionen von Schillers Christentum gefunden haben. Dagegen hat kein Geringerer als Friedrich Hebbel bereits Einspruch erhoben und dazu gesagt: „Man ist darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man helf Gott sagt, wenn der Nachbar niest". (Friedr. Hebbel „Schillers Briefwechsel mit Körner".) Aber auch ohne Hebbels Meinung können wir diese sonderbaren Argumente einer „christlichen Literaturwissenschaft" entkräften. Schiller selbst protestiert gegen solche Feststellungen. Am 15. April 1788 schreibt er gelegentlich der bevorstehenden Niederkunft von Körners Frau: „— Wenn ich beten könnte, so wollte ich sie in mein Gebet einschließen und das sollte wirken —". Also im Jahre 1788 konnte er nicht mehr beten! Da es s. Zt. eine Ziviltrauung noch nicht gab, mußte Schiller sich kirchlich trauen lassen. Er tat dies in aller Stille, bei verschlossenen Türen in der Dorfkirche von Wenigenjena. Der Kirchenbeamte mußte ein Kantianer sein. Ein gewisser Adjunkt Schmidt vollzog die Trauung und machte seinen Namen auf diese Weise unsterblich. Auf die Frage des Adjunkten, welchen Text, oder Formular, wie man damals sagte, Schiller wünsche, antwortete der Dichter ironisch: „Das alte, das gewöhnliche, mit dem Kraut und mit den Disteln auf dem Felde. Zum fünften wollen wir auch hören, das Kreuz, das Gott auf den ehelichen Stand gelegt hat" usw. „Meine Schwiegermutter wird dabei sein und der ist unstreitig das alte Formular das Liebste." („Sch. Briefe", Allg. Deutsche Verl.-Anst., I S. 690 Berlin, o. J.) Zwischen Schiller und seiner frommen Schwiegermutter bestanden naturgemäß religiöse Meinungsverschiedenheiten. An Körner berichtet Schiller humorvoll, daß diese Trauung „ein sehr kurzweiliger Auftritt" für ihn war (Brief v. 1. 3. 1790). Er mag wohl im Sinne Nietzsches von der Trauung gedacht haben: „— ferne bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte."

Zu den Kunststücken einer christlichen Schiller-Auslegung gehören die wenig stichhaltigen Behauptungen von christlichen Gedanken und Verherrlichungen des Christentums in den Balladen: „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Kampf mit dem Drachen" und in den Dramen „Die Jungfrau von Orleans", „Maria Stuart". Besonders die anschauliche, farbenprächtige Schilderung des katholischen Kultus durch den Mund Mortimers („Maria Stuart" I. 6) hat immer wieder zu falschen Folgerungen geführt. Dagegen ist grundsätzlich zu sagen, daß die Balladen in kürzester Zeit für den Musenalmanach bzw. für das „Taschenbuch für Damen" geschrieben wurden. Um Stoff für diese Sammlungen zu schaffen, nicht um seine Weltanschauung zu offenbaren, hat Schiller vorgefundene Erzählungen anderer Autoren in aller Eile in Verse gebracht. Die dem „Gang nach dem Eisen-

hammer" zugrunde liegende Geschichte stammt z. B. vollinhaltlich aus einer französischen Sammlung („Les contemporaines" usw.). Das gleiche gilt für den „Kampf mit dem Drachen". (Vgl. Leitzmann: „Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen", Bonn 1923.) Daß Schiller nicht etwa die Absicht hatte, in dieser Ballade das Christentum zu verherrlichen, beweisen seine Ausführungen über das christliche Ordenswesen in der „Vorrede z. d. Gesch. d. Maltheserordens". Hier sagt er: „fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungkraft, für leblose Heiligtümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen?" Also nur den Heroismus, dieses selbstlose Eintreten für die Idee, was Schiller nur gar zu oft bei seinen Deutschen vermissen mußte, hat er geschätzt und er bedauert, daß diese Kraft für eine falsche Idee, für einen „Wahnglauben", für „abgeschmackte Verirrungen der Superstition", „für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungkraft" verschwendet wurde. „Die Jungfrau von Orleans" ist keineswegs eine Verherrlichung christlichen Glaubens, oder kirchlicher Mystik. Dafür besitzen wir Schillers eigenes Zeugnis. Denn diese Auslegung haben sich kirchlich orientierte Kreise s. Zt. bereits angemaßt. Prof. Gruber, der Schiller am 18. Sept. 1801 in Leipzig besuchte und ihn darüber befragt hat, berichtet uns: „Am andern Morgen besuchte ich Schiller im Hotel de Bavière. — Wir sprachen von seiner neuen Tragödie („Die Jungfrau von Orleans"). — Bei Erwähnung des ihm angeschuldigten Katholizismus, erinnerte er mich selbst an sein Distichon: „Welche Religion ich bekenne — usw." (Gruber: „Friedr. Schiller", Leipzig 1805.) In Johanna versinnbildlicht sich lediglich der Nationalgedanke, der Vaterlandsgedanke. „— Es ist die reine Idee des Vaterlandes, die in der Selbstlosen glüht" (Kühnemann). Bei der „Maria Stuart" liegt der Fall ähnlich. Es ist tatsächlich lächerlich, Schiller zu unterstellen, er habe sich mit dem wütenden Papisten Mortimer identifizieren wollen. Schiller ist ein viel zu großer Künstler und Dichter, um in einem Drama nicht auch andersgerichtete Meinungen in jene herrlichen Worte kleiden zu können, daß in seiner Sprache sogar blinder Fanatismus erdichteter Gestalten hinreißend klingt. Im gegensätzlichen Für und Wider, Auf und Ab der Handlungen einer dramatischen Dichtung, sind eben die Gestalten als Träger verschiedener Ideen, die treibenden Kräfte. Nur in seinen vier Jugenddramen hat Schiller sich vorzugsweise mit seinen Helden identifiziert. In den späteren Dramen dürfen wir die Meinungen einzelner Helden nicht als Selbstbekenntnisse werten. Der Künstler tritt hinter das Kunstwerk zurück. Sein persönlicher Standpunkt, seine persönliche Meinung, ist nur aus dem ganzen Kunstwerk, aus der großen Linie, aus der Grundtendenz heraus, zu verstehen.

Bevor wir die positive Seite von Schillers religiöser Überzeugung betrachten, müssen wir nochmals zu seiner Jugendzeit zurückkehren. Die erwähnte Anthologie v. 1782 enthielt ein Gedicht, überschrieben: „Die Freundschaft" mit dem Zusatze „aus den Briefen Julius an Raphael", einem noch ungedruckten Roman. Dieser Roman blieb zunächst unvollendet und gelangte erst später durch die Bekanntschaft mit Körner als „Philosophische Briefe" zur Ausführung. Diese Briefe erschienen erst 1786 in der Zeitschrift „Thalia", gehören jedoch in ihren Aufzeichnungen der

Akademiezeit an. Schiller versucht hier, nachdem er in seinem Glauben an das Christentum und die Kirche erschüttert worden ist, einen neuen Glauben aufzubauen. Die Briefe zeigen uns, wie tief Schiller in diese Probleme einzudringen versuchte und welche Kämpfe er im Innern durchlebt haben muß. Ferner zeigen uns die Briefe, daß Schiller von einer materialistischen Deutung des Weltgeschehens nichts wissen will und auf moralischem Gebiet wiederum jeglichen Lohngedanken ablehnt. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an die Unsterblichkeit auslangt, die auch auf die Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer bringt." Man hat früher der Meinung gehuldigt, Schiller habe in dieser Theosophie an Christus gedacht. Diese Meinung ist jedoch völlig unzutreffend, wie selbst der Theologe Sell zugibt. (Sell: „Die Religion u. Klassiker", Tüb. 1904, S. 119.) Schiller verliert sich in den „Philos. Briefen" in Dogmen, die ihm selbst nicht haltbar erscheinen. Er blickt nach seinem gescheiterten Versuch einer Deutung des Göttlichen, mit schmerzlicher Entsagung auf die Trümmer dieses dogmatischen Gebäudes. „Mein Herz suchte eine Philosophie und die Phantasie unterschob ihre Träume — ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung", klagt er bekümmert. Verzweifelt ruft er: „Raphael, ich fordere meine Seele von Dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Mut ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften." Aber Raphael — Körner wußte Rat für diese Verzweiflung des Freundes. Nachdem er Schiller schon früher aufgefordert hatte, sich dem Studium des Königsberger Philosophen zu widmen, entschließt sich der Dichter endlich, Körners Rat zu folgen. Die Kantische Philosophie gibt dem Menschen jenen sicheren Kompaß, der es seiner Vernunft ermöglicht, bei ihren kühnen Fahrten auf dem phantasiebewegten Meer des Irrtums jedesmal das feste Land der Wahrheit wiederzugewinnen. Es war Schiller gegangen, wie es jedem geht, der an die Lösung der religiösen Frage herantritt. Solange man nicht weiß, wie weit die Mittel der Vernunft reichen, solange ist es völlig vergeblich, den Sinn der Welt deuten zu wollen. Schiller war in seinem theosophischen Denken in den „Philos. Briefen" dogmatisch gewesen; durch das Studium Kant's war Schiller kritisch geworden. Er war von allen Versuchen, das Göttliche objektiv auffassen zu wollen, gründlich geheilt worden und hatte das Trügerische seiner Vernunftkonstruktionen durchschaut. Wenn auch Schiller von sich aus den persönlichen Gottesbegriff des Christentums bereits abgelehnt hatte, so hatte Kant den Beweis von der glatten Unmöglichkeit des Daseins eines persönlichen Gottes erbracht und die barocken Gottesbeweise der Theologie als Erschleichungen nachgewiesen. Im Innern des Menschen, als Ideen der reinen Vernunft, hatte Kant gelehrt und bewiesen, war die einzige Möglichkeit einer Deutung des Weltganzen, des Göttlichen gegeben. „Seit Jahrhunderten suchte der Mensch den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt" schrieb Schiller. In dem Gedicht „Die Worte des Glaubens" heißt es:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Kein persönlicher Gott, auch kein Künstler als Weltschöpfer, kein vermenschlichter Schöpfergott in christlicher Aufmachung, den man im Weltall als objektive Größe, als reale Persönlichkeit ein merkwürdiges Dasein führen läßt, ist hier gemeint, sondern dieser heilige Wille, dieses Göttliche, dieses Ewige, sagt Schiller weiter:

„Es ist nicht draußen, — da sucht es der Tor, —
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor."

Diese Zurückführung des göttlichen Willens, aus jener fragwürdigen, persönlichen Transzendenz in den Menschen selbst, bedeutet eine ganz andere, viel höhere und vor allem, ewige Verbindlichkeit des göttlichen Gesetzes, der göttlichen Wünsche. Denn weder zu irgend einer Zeit, noch in irgend einem Land, oder bei irgend einem Volk, sind formulierte Gebote von einem persönlichen Gott offenbart und bei Nichtbefolgung mit Strafe belegt worden. Diese Auffassung überschreitet die Vernunft, meint Schiller und bedeutet „die Wegwerfung der Menschheit". Es ist eine Priesterlegende. Sondern die göttlichen Wünsche sind in dem Augenblick entsprungen, als sich der durch die ganze Natur strebende göttliche Wille seiner selbst im Menschen bewußt wurde. Schiller sagt: „Wie er (der Mensch) in der Erklärung einzelner Naturphänomene über die Grenzen der Natur hinausschreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, ebenso schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Wege eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. — Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt." (Über d. Ästh. Erz. d. M.", 24. Brief.) Wie nahe berührt sich Schillers Auffassung hier mit der Deutschen Gotterkenntnis. Eine solche Auffassung des Göttlichen gibt dem Menschen die Würde zurück. „Jeder Mensch ist ein einmaliger, nie wiederkehrender, ewig verlöschender Atemzug Gottes" sagt Mathilde Ludendorff in so schöner Weise. Er ist Träger des Gottesbewußtseins!

Wenn Schiller schrieb, daß „das Christentum wenig mehr bei ihm zu verlieren habe" (Jonas „Briefe" 7, 259), so hat er mit diesen Gedankengängen die letzte Brücke abgebrochen. Man muß das Christentum schon über jedes erlaubte Maß zurechtbiegen und zurechtlügen, um jetzt noch behaupten zu können, daß es dort irgendwelche Berührungspunkte mit Schillers Auffassung gibt. Hatte er bereits die christliche Lohn- und Straflehre durch die Forderung der unbedingten Tugend abgelehnt, so trennt er sich durch den Glauben an das Göttliche im Menschen endgültig und eindeutig von der christlichen Behauptung einer außermenschlichen, überweltlichen „Realität eines persönlichen Schöpfergottes", mit welchem Dogma das Christentum, nach den Worten eines modernen Theologen „steht und fällt". Einsichtige Theologen, wie Sell, haben dies zögernd zugeben müssen. Sell schreibt: „Die Tatsache bleibt bestehen, daß die Klassiker von den Dogmen, die als Grunddogmen der Christenheit gelten, — kaum eines in irgend einem Sinne haben gel-

ten lassen" (Sell: „Die Relig. u. Klass.", Tüb. 1904, S. 257). „Am Gotteserlebnis unserer Klassiker kann sich unser eigenes Gotteserlebnis entzünden."

„Als Gottfinder und Verkündiger einer neuen Botschaft können sie für uns als selbständig suchende selbständige Führer zum Finden selbständiger Religion werden" (Ebenda S. 260/1). Man weiß in jenen Kreisen also ganz genau, wie die Sachen stehen. Trotzdem möchte man uns immer noch vorreden, das Christentum sei die einzig mögliche Religion, der einzig mögliche Glaube. Den Priestern und Kirchenbeamten sind solche selbständigen Führer zum selbständigen Glauben natürlich sehr unsympathisch, denn dieser im eigenen Erleben wurzelnde Gottglaube würde das Ende jeder priesterlichen Existenz und der damit verbundenen, priesterlichen Macht bedeuten. Weil man aber der geistigen Überlegenheit eines Schiller nichts entgegenzuhalten vermag und auch ein Verunglimpfen nichts fruchtet, versucht man, den deutlichen Text mit christlichen Erläuterungen zu verundeutlichen.

Nachdem sich Schiller einmal vom Christentum losgesagt hatte, betrachtete er alle Versuche „die christliche Religion durch philosophische Gründe zu unterstützen" mit tiefer Abneigung. Sogar über die Religionphilosophie des von ihm so verehrten Kant, die jene sich aus der Vernunftkritik ergebenden klaren Folgerungen allerdings verwässerte, auch wohl durch die nach Friedrich d. Gr. Tode wieder erstandene kirchliche Zensur beeinflußt sein mochte, fällt er das scharfe Urteil, sie habe „nichts weiter getan als das morsche Gebäude der Dummheit geflickt" (28. Febr. 1795). Julian Apostata, jener sog. Abtrünnige, sich dem Verhängnis des eingedrungenen Christentums noch einmal entgegenwerfende, römische Kaiser, dessen Bedeutung und Größe die landläufige, christlich-beeinflußte Geschichtschreibung in den Grund und Boden hinein gefälscht hat, sollte der Held eines geplanten Dramas werden. Sicher nicht ohne Absicht. Schiller ist über den Grafen Stolberg empört, weil er sich nicht versagen konnte, in einer Vorrede zu Platons Gesprächen „Christus zu loben". (Brief an Goethe v. 29. Nov. 1795.) Folgendes Epigramm schleuderte er gegen den bigotten Grafen:

„Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friedrich Stolberg
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht!"

Welche beißende Ironie liegt in diesem „und Christ"!

Die Reformation als die Morgenröte Deutscher Freiheit wurde von Schiller selbstverständlich sehr geachtet. Wir würden über seine Einzelmeinungen besser unterrichtet sein, wenn er seine 1791 geplante Reformationgeschichte geschrieben hätte. „Ich muß gestehen, daß es mir sehr leid tun würde, wenn diese herrliche Gelegenheit, auf die Vorstellungart der ganzen Deutschen Nation von ihrem Religionbegriff zu wirken und durch dies einzige Buch vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubenssachen vorzubereiten, nicht benutzt werden sollte. Jetzt über die Reformation zu schreiben, und zwar in einem so allgemein gelesenen Buche, halte ich für einen großen, politisch wichtigen Auftrag und ein fähiger Schriftsteller könnte hier ordentlich eine welthistorische Rolle spielen" schrieb er an Körner. Daraus ersieht man, wie er sich diese Aufgabe dachte. „Eine Revolution in Glaubenssachen" herbeizuführen, war sein Wunsch. Denn so hoch er von Luther als dem Vorkämpfer der Gedankenfreiheit dachte, so tief beklagte er die protestantische Dog-

matik. Er sah in der Kirche einen Rückfall, eine Rückbildung der Reformation und verwarf die Augsburgische Konfession, weil dieses Bekenntnis „dem protestantischen Glauben eine positive Grenze setzte, ehe noch der erwachte Forschunggeist die Grenze sich gefallen ließ“ („Gesch. d. 30jähr. Krieges“ I) und die Protestanten sich damit den Gewinn der Reformation verscherzten. Schiller beklagte, daß der Charakter der Deutschen die unglückliche Neigung habe, das Unendliche, das Göttliche, immer wieder „in ein Symbolum zu bannen“. Es fragt sich nur, ob diese Neigung wirklich im Deutschen Charakter liegt, oder ob nicht vielmehr diese Neigung uns erst durch den Religionunterricht anerzogen wurde. Schiller scheint an diese Möglichkeit auch gedacht zu haben, denn er äußerte sich Christiane v. Wurmb gegenüber: „Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von innen heraus geschehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. — Das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorstellungen wieder zu verlieren.“ (Vgl. „Schillers Gespräche“ v. Julius Petersen, Leipzig 1911, S. 333 ff.). Derselben Meinung war Arthur Schopenhauer, wenn er sagte: „Wenn die Welt erst ehrlich genug geworden sein wird, um Kindern vor dem 15. Jahre keinen Religionunterricht zu erteilen, dann wird etwas von ihr zu hoffen sein.“ Aber gerade in dieser Beziehung hört man von Deutschen, welche sonst das Christentum ablehnen, die seltsame Meinung, Kinder müßten doch den Religionunterricht besuchen.

Schiller war von dem Gedanken durchdrungen, daß in den Angelegenheiten des Glaubens irgend etwas geschehen müsse, „daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu tun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. — Kann ich selbst auf irgend eine Art dabei zu brauchen sein, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit“ schrieb er an Zelter nach Berlin (16. Juli 1804, Jonas: Br. 7, 165 ff.). Die Unzulänglichkeit des Christentums für ein Deutsches Volk, hatte Schiller erkannt, aber es schien ihm vielleicht eine nochmalige Reformation möglich und ausreichend zu sein. Diesen Gedanken hätte er wohl aufgegeben, wenn er sich tatsächlich eingehend mit der grundsätzlichen, systematischen Aufrollung des Glaubensproblems befaßt hätte. Wir legen Wert darauf, festzustellen, daß Schiller sich, ganz abgesehen von seiner Gegnerschaft zum Christentum und seiner Deutsch gearteten Glaubenswelt, auch in der Auffassung, „daß es mit der Religion so nicht bleiben könne“, mit dem Hause Ludendorff in voller Übereinstimmung befand. Über die Richtung, in welcher die Schillerschen Vorschläge gelegen hätten, dürfte nach dem Angeführten kaum ein Zweifel herrschen. Auch darüber nicht, daß diese Vorschläge von der Kirche niemals angenommen worden wären. Die Kirche hätte sich selbst aufgeben müssen und das Christentum wäre damit erledigt gewesen. Diese ungeheure Aufgabe mußte noch weiter ihrer Lösung harren. Schopenhauer mußte die Kantischen Erkenntnisse erst noch ausbauen. Der ganze Ungeist des Materialismus und Marxismus als unausbleibliche Folge der von Schopenhauer bekämpften Hegelschen Philosophie, mit allen seinen Erscheinungen im politischen und wirtschaftlichen Leben, mußte sich erst austoben, bis Ludendorff mit seiner als Einheit von Blut, Glaube, Kultur und Wirtschaft ausgedrückten, widerspruchslosen Forderung der Volksschöpfung allem

Undeutschen, allem Volksfremden, den Kampf ansagte und damit die unerläßliche Daseinsbedingung des Deutschen Volkes in einfachster Weise aufzeigte. Was die großen Geister Deutschen Blutes unbewußt auf ihren Weg führte, war eben das in ihnen lebendige, Deutsche Rasseerbgut und das daraus hervorgehende Streben, jene Einheit herzustellen. Rücksichtlos, ohne ängstliches Schielen nach dem Beifall verständnisloser Zeitgenossen, fanden sie alle, wenn auch auf verschiedene Weise und nach mehr oder weniger entschiedenerer Ablehnung des Christentums, den Weg zu einem Deutschen Gottglauben. Denn darüber kann kein Zweifel herrschen, — man mag das Christentum verneinen oder bejahen, — der Deutsche Idealismus ist kein Christentum und das Christentum nicht etwa andersgearteter Deutscher Idealismus. Zu diesem Ergebnis ist in neuester Zeit erst wieder Helmut Groos in seiner umfangreichen Untersuchung („Der Deutsche Idealismus und das Christentum", München 1927) gekommen. Er sagt dort u. a.: „Nur e i n e Anschauung des Deutschen Idealismus stellte sich als nicht wahr heraus, daß er Christentum sei oder auch nur eine Verbindung mit ihm darstelle. Wo der Deutsche Idealismus sich christlich gibt, wird er flach und seine Gedankenführung schief. — Und mit dem Christentum ist es nicht anders. Wo dieser Idealismus sein will oder eine Synthese mit ihm erstrebt, hat es seine beste und längste Zeit gehabt" (S. 488).

Die Aufgaben des Deutschen Idealismus, harren noch ihrer weltgeschichtlichen Lösung. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, dieser Deutsche Idealismus sei eine erfüllte Zeiterscheinung gewesen. Es ist ein noch größerer Irrtum oder, besser ausgedrückt, eine bodenlose Unwissenheit, diesen Deutschen Idealismus liberalistisch einzuschwärzen, weil er etwa aus seiner Deutschen Weltanschauung heraus das Christentum ablehnte. Gegen solche tendenziöse Versuche sollte die Literaturwissenschaft energisch Protest erheben. Besonders einen Schiller durch diese üble Nachrede zu verleumden, müßte sich jedes Deutsche Gewissen sträuben. Gerade Schiller ist am schnellsten von jener Luftreise in die nebelhafte Phrasenwelt des Weltbürgertums auf den festen Boden des nationalen Denkens und des Deutschen Volkstums zurückgekehrt. Als sich seine freimaurerisch beeinflußten Zeitgenossen in Deutschland, Br. Goethe an der Spitze, in würdeloser Bewunderung und Verherrlichung des Korsen überboten, hat er gegen diese Stellung genommen und ihn abgelehnt. Sein Geist war es, der in den Deutschen zu jener traurigen Zeit napoleonischer Unterjochung den Gedanken der Freiheit wachgehalten hat und ihnen zum mindesten ins Bewußtsein hämmerte: „Eine Grenze hat Tyrannenmacht!" Wenn er auch, weil er den Druck eines fürstlichen Duodez-Despotisnius wie kein anderer ausgekostet hatte, in den Phrasen der französischen Revolution von 1789 einige Goldkörnchen zu erblicken glaubte, so durchschaute er doch bald genug den Flitterkram dieses Truges und wandte sich angeekelt von dieser Talmifreiheit ab. Denn s e i n Begriff der Freiheit war ein ganz anderer als die laissez aller-Freiheit eines volksmörderischen Liberalismus und satten Krämeregoismus. Dieser „Freiheit" des Liberalismus ist er scharf genug entgegengetreten und gerade deshalb hat ihn das liberalistische Zeitalter bekämpft und verspottet. Der Deutsche Idealismus war ein Anfang, ein Beginn, ein erster Durchbruch. So gewiß die politischen Früchte der Befreiungkriege dem Deutschen Volk vorenthalten wurden, so gewiß ist das Deutsche Volk um das geistige Erbe des Deutschen Idealismus gebracht. Mögen zeitgebun-

dene Verschnörkelungen dieser Weltanschauung für uns bedeutunglos sein und bleiben, — das Unverlierbare, für uns Deutsche ewig Gültige, ist der gewaltige Aufbruch zur Freiheit, zu dem dieser Idealismus auf allen Gebieten des geistigen und politischen Lebens geblasen hat. Diese Freiheit ist noch nicht erreicht, aber — sie wird erreicht werden. Ludendorff hat diesen Kampf für die Freiheit wieder aufgenommen und in diesem Kampf für die Freiheit hat Schiller die einzigartige Größe des Deutschen Volkes gesehen.

„Schwere Ketten drückte alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne
Der die ganze Welt bestach!
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit,
Freiheit der Vernunft erfechten
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle, ew'ge Zeit."

(Aus dem Fragment „Die Deutsche Größe" 1797.)

1. Schriftenreihe von 12 Heften im Halbjahre

begonnen am 15. 10. 1934, zum Preise von 3,— RM. bei Vorauszahlung.

Heft 1: 15. 10. 34

Rechtsanwalt Erich Siegel: **Die Deutsche Frau im Rasseerwachen — ihre Stellung im Recht und ihre Aufgaben im Staat.**
Einzelpreis —,50 RM., 40 Seiten.

Heft 2: 1. 11. 34

E. Meyer-Dampen: **Deutsche Gotterkenntnis als Grundlage wehrhaften Deutschen Lebens.**
Einzelpreis —,30 RM., 24 Seiten.

Heft 3: 15. 11. 34

Dr. med. W. Wendt: **Irreführende Denkart der Abergläubigen und ihre falsche „Intuition".**
Einzelpreis —,25 RM., 16 Seiten.

In Vorbereitung:

Heft 4: 1. 12. 34

Kurt Fügner: **Im „Geist von Potsdam" wider den fremden Geist — Friedrichs des Großen Vermächtnis als Antichrist.**
Einzelpreis —,30 RM., 24 Seiten.

Heft 5: 15. 12. 34

Dr. Mathilde Ludendorff: **Ist das Leben sinnlose Schinderei?**
Einzelpreis wird noch bekanntgegeben.

Bestellungen auf die Schriftenreihe von 12 Heften im Halbjahr können durch den Buchhandel, unsere Handelsvertretungen oder die Ludendorff-Buchhandlungen gegen Einsendung des Betrages von 3.— **RM.** mit dem Vermerk auf dem Abschnitt: „für Schriftenreihe" aufgegeben werden. Falls Bestellung bei einer Ludendorff-Buchhandlung oder einem unserer Handelsvertreter erfolgt, ist Zahlung an diese zu leisten. Nach Eingang des Betrages **bei uns** beginnt die Lieferung. Die bereits erschienenen Hefte werden nachgeliefert. Lieferung an Abnehmer der ganzen Reihe postgebührenfrei.

Werbt für die Schriftenreihe!

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München / 1934

